

BUCHBESPRECHUNGEN

ARNOLD KÜNZLI

KARL MARX —

EINE PSYCHOGRAPHIE

Europa Verlag, Wien-Frankfurt-Zürich 1966.
872 S., Ln. 50,— DM.

Von den drei Weltmächten, deren Mit- und Gegeneinander das Geschick der Menschheit in den nächsten Jahrzehnten weitgehend mitbestimmen wird, bekennen sich zwei zu *Marx* als dem Begründer ihrer Weltanschauung, während die dritte immer wieder dahin tendiert, in *Marx* den Antichristen zu „ehen, vor dessen Zugriff die Menschheit bewahrt werden muß. Eine solche Vergottung oder Verteufelung jenes Mannes, der vor bald eineinhalb Jahrhunderten in der alten Bischofsstadt Trier das Licht der Welt erblickte, schafft ein Klima, in dem man sich nur schwerlich nüchtern-sachlich mit seinem vielfältigen Werk und seiner vielschichtigen Persönlichkeit auseinandersetzen kann. Da sind die Voraussetzungen für objektive Analysen in den kleineren neutralen Ländern wohl günstiger, und es ist deswegen vielleicht kein reiner Zufall, daß gerade ein Schweizer Publizist und Privatdozent für die Philosophie der Politik heute eine dickleibige „Marx-Psychographie“ vorlegt, die in der Tat eine erhebliche Lücke ausfüllt.

Noch radikaler als *Friedenthal* in seiner Goethe-Biographie, seziert Arnold Künzli sein Sujet in einer rücksichtslos-kritischen Manier, die sich von der Methode und dem Stil aller älteren Biographien scharf abhebt. *Mehring* hatte seinen *Marx* in der Tradition geistesgeschichtlicher Darstellung schlicht als Helden gefeiert — *Rühle* ihn ebenso einseitig mittels der *Adlerschen* Individualpsychologie zu enthüllen versucht. Eine definitive *Marx*-Biographie auch nur in der Art der *Engels*-Biographie von *Gustav Mayer* fehlt aber bis auf den heutigen Tag. Vergleicht man daher Künzlis Analyse mit diesem bedeutenden Werk eines zuverlässigen Historikers, so stellt man fest, daß Künzli doch noch viel gründlicher bohrt als jener — bis tief ins Unbewußte hinein.

Der Verfasser selber betont, daß er „nur“ den Einfluß des Psychischen, d. h. vor allem des Unbewußten, auf den Menschen *Marx* und dessen System durch Konfrontation von Mensch und Lehre darstellen will. Ausgehend von *Freud*, aber auch *Jung*, dessen zum Teil freilich allzu spekulative Thesen Künzli wohl etwas zu sehr beeinflußt haben, während die rationaleren Lehren von *Fromm* leider unberücksichtigt bleiben, rekonstruiert Künzli außerordentlich minutiös die Lebensgeschichte *Marxens*, d. h. vor allem dessen Beziehungen zu seinen Mitmenschen (Eltern, Freunden, Frauen, Kindern usw.) und zu sich selber.

In dem Menschen *Marx* sieht er so einen „Gespaltenen, Zerrissenen, von verdrängtem Irrationalem Besessenen, von negativen Affekten aller Art Beherrschten, auf manchen Gebieten infantil, unentwickelt Gebliebenen, einen letztlich Unmündigen, dessen Unmündigkeit sich weitgehend auf sein Werk übertrug. Dieses Werk ist so sehr apriorischer Natur, so sehr ein Spiegelbild seiner Seele und so wenig das Resultat wissenschaftlichen Erforschens der Wirklichkeit, daß es zwar in einer Zeit, die auf erstaunliche Weise der inneren Zerrissenheit und Unmündigkeit dieses *Karl Marx* entsprach, von vielen als die Wahrheit über diese Wirklichkeit aufgefaßt werden konnte, in einer teilweise so radikal veränderten Zeit wie der unsrigen jedoch immer mehr seinen apriorischen Charakter verrät.“

Und weiter: „Persönliches Schicksal und Werk von *Karl Marx* sind letztlich wohl nur verständlich als eine ... durch den Selbsthaß dämonisierte Umgestaltung des alten Schicksals und der biblischen Botschaft des Judentums.“ Die bestimmende Grunderfahrung des jungen *Marx* sei das Erlebnis gewesen, „ein vom Allgemeinen Abgesonderter zu sein, der älteste Sohn Israels, ‚Gottes Sohn‘, mit einer auszeichnenden Berufung, der Rabbinerenkel, der im erzkatholischen Trier Protestant war, von der Welt aber trotzdem noch als Jude angesehen wurde, der mit einem ungewöhnlichen Intellekt Begabte, der sich seinen Mitschülern, meist Söhnen von Moselbauern, überlegen fühlen mußte, der von einem negativen Mutteraffekt Besessene, der einseitig nur der Ratio lebte, sein Gefühlsleben verkümmern ließ, das Irrationale verdrängte, die Kommunikation mit der Wirklichkeit und den Menschen, selbst den Nächsten, verlor oder durch Herrschsucht ersetzte... Es war das Grunderlebnis des Fremdseins im eigenen Hause, in der eigenen Heimatstadt, im eigenen Volke, im eigenen Staate, ja sogar und vor allem — in der eigenen Haut. Das Grunderlebnis der Entfremdung.“

An einer andern Stelle: „Kaum einer hat die Zusammenhänge zwischen Entfremdung, Gesellschaftsstruktur und Produktionsverhältnissen, hat das Antihumane im Kapitalismus so klar gesehen und der Welt mit solchem Erfolg ins Bewußtsein gehämmert wie *Marx*. Aber es hat auch seine ungemein negativen Folgen: Wer nur negativ mit der Welt identifiziert ist, neigt in gefährlicher Weise dazu, in dieser Welt nur das Schlechte zu sehen, von ihren Menschen immer nur das Böse anzunehmen, was im Extremfall — und *Marx* war davon nicht weit entfernt — bis zum Verfolgungswahn führen kann. Allein das Verhältnis von *Marx* zu seinen Freunden ist eine beklemmende Illustration eines solchen Verhaltens.“

Dies ist die zentrale These (oder besser — wie Künzli selber unterstreicht! — Hypothese) des

Buches. Wir glauben, daß sie ungewöhnlich fruchtbar ist und zum erstenmal wesentlichste Züge von Marx und dem Marxismus offenlegt. Dennoch drängen sich einige Einwendungen auf, die freilich weitgehend eher Ergänzungen und Akzentverschiebungen darstellen als Widerlegungen.

Wir können uns fragen, wieweit das jüdische Schicksal von Marx ganz richtig gedeutet ist. Sartre, den Künzli leider nicht zitiert, zeigt, wie die Judenfrage nicht so sehr ein „transzendentes“ als vielmehr ein historisch-kulturelles Problem ist. In der geschichtlich-gesellschaftlichen Wirklichkeit gibt es für den Juden einfach keine glatte Lösung. der „Judenfrage“, „wendet sich alles, was er tut, gegen ihn“ (Sartre), bleibt er als Jude wie als „Christ“ Objekt des Antisemitismus, ist die „Judenfrage“ vor allem das Produkt des Versagens der „christlichen Gesellschaft“.

Mußte dann aber der „Abfall“ Marxens vom Judentum und von der biblischen Heilsgeschichte so negative Folgen haben, wie Künzli postuliert? War nicht vielmehr die Konversion auch ein Schritt vorwärts — heraus aus der Enge des Ghettos, hinein in die moderne Welt mit all ihrer Qual und Hoffnung? Hatte Marx so unrecht, wenn er in der traditionellen Religion des Judentums wie des Christentums vor allem die Glorifizierung einer unmenschlichen Macht, die Herrschaft antiquierter Tabus und Idiosynkrasien sah? Die Marxsche Religionskritik ist in der Tat viel differenzierter, als Künzli annimmt. Hier scheint uns Künzli nicht über Marx hinauszugehen, sondern hinter ihn zurückzufallen.

Künzli, der sonst alle wichtigen Marxstellen sorgfältig zitiert, übersieht einige entscheidende Argumente. So nennt Marx die Religion nicht nur das „Opium des Volkes“, sondern auch „den Seufzer der bedrängten Kreatur“, das „Gemüt einer herzlosen Welt, wie sie der Geist geistloser Zustände ist“. Für ihn ist in einer „verkehrten Welt“ „die Religion die allgemeine Theorie der Welt, ihr enzyklopädisches Kompendium, ihre Logik in populärer Form, ihr spiritualistischer Point d'honneur, ihr Enthusiasmus, ihre moralische Sanktion, ihre feierliche Ergänzung, ihr allgemeiner Trost- und Rechtfertigungsgrund. Sie ist die phantastische Verwirklichung des menschlichen Wesens, weil das menschliche Wesen keine wahre Wirklichkeit besitzt. Der Kampf gegen die Religion ist also mittelbar der Kampf gegen jene Welt, deren geistiges Aroma die Religion ist. Das religiöse Elend ist in einem der Ausdruck des wirklichen Elendes und in einem die Protestation gegen das wirkliche Elend.“

Von diesen fundamentalen Einsichten führt auch ein gerader Weg zur Marxschen Ideologiekritik, für die Künzli sich kaum zu interessieren scheint, obwohl sie die vielleicht größte wissenschaftliche Leistung von Marx bleibt.

Künzli mißt Marx mit Jung am Maßstab einer Persönlichkeit, die einen „Schöpfungsakt“ anerkennt, die sich im Alltag des Berufes, der Ehe usw. bewährt, die den Status quo verbessern und reformieren will, einen radikal-totalen Umbruch hier auf Erden jedoch nicht zu antizipieren vermag. Nun, nichts gegen Bewährung im Alltagsleben (hier liegt sicherlich ein Versagen von Marx vor) oder gegen Reformen (die Marx auch unterschätzt hat!). Setzt aber Mündigkeit wirklich die Unterwerfung unter einen Schöpfungsakt und die Hinnahme der Unveränderlichkeit der Grundstrukturen voraus — wäre nicht vielmehr gerade eine solche Haltung im Lichte etwa der Erkenntnisse von Mannheim oder Fromm, ja vielleicht sogar auch von Teilhard oder Tillich (die Künzli nicht erwähnt!), vor allem aber auch nach Hiroshima und Auschwitz ein Zeichen subjektiver „Unmündigkeit“ und „Entfremdung“?

So wichtig das Entfremdungserlebnis für den „getauften Juden“ oder „nichtarischen Christen“ in Marx gewesen sein mag, rein „jüdisch“ war es zudem höchstens in seiner besonderen Intensität. Noch stärker, als Künzli zugibt, war es seinem Wesen nach sowohl menschlich wie auch deutsch. Vor allem war es aber auch bezeichnend für einen Junghegelianer und Radikalen der vierziger Jahre, d. h. für ein Mitglied der Intelligenz in einer die feudal-absolutistischen Fesseln sprengenden Krisengesellschaft. Das Denken von Marx und Engels entzündete sich sowohl an den groben Mißständen der frühkapitalistisch-bürgerlichen Gesellschaft wie an den politischen und geistigen Beschränkungen der deutschen Kleinstaaterei.

Schon Arthur Rosenberg hat in seiner „Geschichte des Bolschewismus“ von der „Hölderlin-Stimmung des jungen deutschen Intellektuellen im Vormärz“ gesprochen. Das Aufblühen von Wissenschaft und Technik mit der darauf basierenden Rationalisierung und Modernisierung des Lebens, das unvorstellbar rasche Anwachsen der industriellen Produktivität ebenso wie die Zunahme der „Empörung der stets anschwellenden und durch den Mechanismus des kapitalistischen Produktionsprozesses selbst geschulten, vereinten und organisierten Arbeiterklasse“ waren weitgehend bestimmend für die chiliastischen Erwartungen, die Marx und Engels als echte Kinder des fortschrittsgläubigen „bürgerlichen Zeitalters“ hegten.

Diese Grundzüge eines neuen Zeitalters erlebten sie nicht nur unmittelbar — sie fanden sie auch bereits als kritisch verarbeitete Hauptthemen in den frühreif-genialen sozialphilosophischen Systemen Deutschlands, Frankreichs und Englands vor. So konnten beide von den linken Junghegelianern, insbesondere aber von Feuerbach, einen radikal-atheistischen Huma-

nismus übernehmen, dessen unhistorisch-spekulativen Charakter sie allerdings alsbald durch Rückgriff auf die historisch-idealistische Dialektik Hegels zu korrigieren suchten.

Marxens Entfremdungserlebnis findet daher auch seine Parallele in ähnlichen Erlebnissen anderer Angehöriger der junghegelschen Schule der vierziger Jahre, vor allem aber auch beim Nichtjuden Engels! Wir haben hier den fast einzigartigen Fall einer experimentellen Situation vor uns, insofern zwei äußerlich so verschiedene Menschen wie Marx und Engels gleichzeitig zu ganz ähnlichen Ergebnissen gelangten. Dies spricht dafür, daß aus Ausgangspositionen, die nur auf den ersten Blick verschieden sind, doch in wichtigen Punkten übereinstimmende Charakterstrukturen entstehen oder — wahrscheinlicher! — daß auch sehr verschiedene Charaktere Urheber identischer theoretischer Systeme und ähnlicher historischer Aktionen werden können. Schließlich ist ja jede Theorie eine komplexe Einheit von Charakter, geistiger Tradition und sozio-kultureller Lage und Konstellation (Verhältnisse, Politik usw.).

Wie Künzli selber sehr schön herausarbeitet, war Marx zweifellos ein Genie. Man zeige uns aber ein Genie, das nicht gravierende negative Charakterzüge aufzuweisen hat! Steht es da etwa soviel besser um *Goethe*, *Heine* oder *Nietzsche*? Künzli muß als Wissenschaftler diese Schattenseiten kritisch analysieren. So häßlich das Verhalten Marxens seinem unehelichen Sohn gegenüber war — können wir wirklich so sicher sein, daß seine Frau, seine Tochter oder gar Engels einen weniger genialen, dafür aber rechtschaffeneren Gatten, Vater oder Freund vorgezogen hätten?

Wir haben Goethe, Heine und Nietzsche erwähnt — ganz bewußt, um anzudeuten, daß Marx, wie Künzli selber aufweist, nicht nur Prophet und Revolutionär, Forscher und Philosoph, Bourgeois und Bohemien, sondern nicht zuletzt auch echte Künstlernatur war. G. Mayers Vergleich mit einem Bildhauer gibt zu denken. Marxens Künstlertum wird man kaum gerecht, wenn man es als eine „ästhetische Drohenkonzeption“ abtut. Das Verhältnis von Sozialismus und Kunst, von Ethik und Ästhetik ist enger und komplexer, als es Künzli sieht. Seit *Schiller* und *Hölderlin* von der Aufhebung der Entfremdung in der Kunst durch die ästhetische Erziehung des Menschen geträumt haben, war das sozialistische Kulturideal durchaus auch ein ästhetisches — so etwa auch in der Tradition des englischen Sozialismus von *William Morris* über *Oscar Wilde* bis zu *Herbert Read*.

Von hier aus werden auch die Beziehungen von Marx zur Arbeit deutlicher. Man wird Künzli kaum folgen können, wenn er behauptet, Marx, der jahrzehntlang Allotria getrieben und pornographische Literatur ge-

sammelt habe, habe als Paranoiker und wie ein Säugling keinerlei Beziehung zur Arbeit gehabt. Marx hatte eher ein ambivalent-ästhetisches Verhältnis zur Arbeit — er hat zeitweise wie besessen gearbeitet und immer wieder weitsichtigere und vielschichtigere Zusammenhänge entdeckt, als es sein in der Tat nie vollendetes System erlaubte.

Und wenn er als junger Mensch die Illusion genährt hat, die Arbeit werde einmal ganz verschwinden, so steckt doch auch in dieser Illusion von der „heiligen Lust“ (Künzli) die geniale Antizipation einer Zukunft, in der in der Tat die „automatische Fabrik“ es dem Menschen ermöglichen mag, nur einige Jahre seines Lebens einige wenige Stunden täglich zu arbeiten — vorausgesetzt, daß sich die Bevölkerung und die Bedürfnisse des Menschen stabilisieren lassen.

Hier übersieht der allzu skeptische „Realist“ Künzli die großen Möglichkeiten einer offenen Zukunft, die der Utopist Marx bei aller Übertreibung doch — wenn auch nur im Prinzip — richtiger geahnt hat. Die traditionellen Einwände gegen Marx, die sich Künzli zum Teil zu eigen macht, werden von Tag zu Tag häufiger — die wirklichen, neuen Probleme (Atomkriege, Bevölkerungsexplosion, Erschöpfung der Naturschätze usw.), die Marx nicht gesehen hat, sind Vorboten einer Welt, welche die konservativen Ideologen erst recht nicht erkannt haben. Die Antwort auf den unreflektierten und illusionären Utopismus oder Eschatologismus Marxens kann nie in der Rückkehr zu einer scheinbar noch so „realistischen“ Ideologie sein; die Weiterbildung der Utopie muß stets der Unfertigkeit der Welt Rechnung tragen.

Eine unfertige (und unmündige!) Welt wird aber wohl noch lange von der Heilsbotschaft eines unfertigen und unreifen Genies fasziniert werden. So würde sich das Rätsel lösen, wieso ein Fragment und ein Torso, wie es das Lebenswerk Marxens ist, dazu beitragen konnte, Hunderte von Millionen in Bewegung zu setzen. Diese historische Bedeutung und Notwendigkeit von Marx hat niemand besser als Künzli selber formuliert:

„Die numinose Potenz, die diesem modernen Propheten Israels das innere Feuer verlieh, seine außerordentliche Geisteskraft, die durch das Ausnahmeschicksal einer nahezu totalen Entfremdung geschaffene Distanz zu seiner Zeit und Welt, der wesentlich psychisch bedingte Radikalismus des Nein-Verhaltens, der diese Zeit und diese Welt unerbittlich bis auf den Grund analysierte und — mit dem apriorischen heilsgeschichtlichen Maßstab in der Hand — auf ihre innere Wahrheit prüfte — das alles hat diesen Karl Marx befähigt, wie kein zweiter die Welt seiner Zeit auf die ihren Produktionsverhältnissen immanente Bosheit hinzuweisen und die Massen für den Kampf

um eine bessere Welt zu mobilisieren. Vielleicht ist es nur Werken dämonischer Unreife möglich, eine unreife Welt so gewaltig zu verändern. Vielleicht brauchen Zeiten der Unmündigkeit unmündige, innerlich zerrissene, psychisch lädierte geniale Menschen, sie aufzuwühlen und vorwärtszupeitschen."

So finden sich wertvolle Ansätze auch zu einer historischen Interpretation bei Künzli, der sich — das sei trotz aller Kritik festgehalten — mit diesem *magnum opus* nicht nur einen bleibenden Platz in der Marxforschung erworben, sondern weit darüber hinaus Wesentliches zur Versachlichung der Diskussion der brennenden Probleme des Marxismus von heute und morgen beigesteuert hat. Hierfür wollen wir ihm danken und zugleich die Hoffnung aussprechen, daß er in Weiterführung seiner fruchtbaren Analysen vielleicht sogar auch eines Tages eine ähnlich gelungene Engels-Psychographie vorlegt.

Prof. Dr. Ossip K. Flechtheim

RALPH E. LAPP

KILL AND OVERKILL —
THE STRATEGY OF ANNIHILATION

Basic Books, New York 1966.

Alle Religionen berichten von bekehrten Sündern, denen ihr Gewissen keine Ruhe läßt. Bekenntnis hilft zur Erlösung. Dieser individuelle Vorgang wiederholt sich jetzt kollektiv bei den Physikern, denen vor ihrer Gottähnlichkeit bange wird. Die Großen, die an der Atombombe theoretisch oder praktisch mitgearbeitet haben (wie *Einstein, Urey, Frank, Oppenheimer, Bethe, Szillard*), haben seinerzeit vergeblich vor ihrer ersten Anwendung gewarnt und versuchen heute wenigstens die Weiterverbreitung zu verhindern. In diesem Sinn ist das Buch des bedeutenden Physikers Lapp typisch für die Haltung vieler amerikanischen Gelehrter.

Der Autor schreibt gemeinverständlich über ein Thema, das er von seinem Beruf her genau kennt. Das Buch ist ein Quellenwerk erster Ordnung. Schon dies würde eine deutsche Übersetzung rechtfertigen.

Es beginnt mit einem Zitat von *Kennedy*: „Jeder Mann, jede Frau, jedes Kind lebt heute unter einem Damoklesschwert: Die Atombombe hängt an einem ganz dünnen Faden, der jederzeit durch Unfall, falsche Rechnung oder Verrücktheit durchgeschnitten werden kann.“

Jeder Krieg fängt mit Lügen an; zum Beispiel der erste Weltkrieg mit der angeblichen Bombardierung von Nürnberg durch französische Flieger. Aber in dieser „guten alten Zeit“, in der Millionen auch ohne Atombom-

ben umkamen, existierte Entscheidungsfreiheit im Raum und in der Zeit. Heute ist die Gefahr, daß Lügen, Mißdeutungen, überpatriotische Provokationen oder Größenwahn einen Krieg auslösen, größer als jemals. Radar kann nicht zwischen einem Gestirn, Meteor, Asteroid oder Sputnik unterscheiden, und wenn das Unglück es will, eine Schar Vögel als Flugzeug interpretieren. Ganz besonders begabte Beobachter haben es fertiggebracht, unseren guten alten Mond für einen drohenden, feindlichen Satelliten zu halten; glücklicherweise drang diese Meldung nicht bis zur entscheidenden Stelle durch. Vom Moment der Entdeckung einer Atomrakete bis zum Aufschlagen vergehen höchstens Minuten. Mechanische Fehler können dazu führen, daß Bomben losgehen und dann als feindlicher Angriff gedeutet werden. Jede falsche Interpretation kann unwiderfürlich sein. Ein Atomkrieg, einmal begonnen, kann nicht mehr abgeblasen werden.

Es ist sehr schwer, die Zahl der heute vorhandenen Atombomben zu schätzen. Sie existieren in vielen Kategorien, Liliputaner bis zu gigantischen Wasserstoffbomben, die eine gewöhnliche Atombombe als Feuerzeug verwenden. Nach sorgfältiger Auswertung aller Veröffentlichungen (und die sind zurückhaltend genug) glaubt Lapp, daß Rußland etwa 1000 Megatonnen Explosionsstoff besitzt. Die USA dagegen verfügen über etwa 30 000 Megatonnen.

Die „kleine“ Bombe von Hiroshima (20 000 Tonnen), die in wenigen Minuten hunderttausend Zivilisten umbrachte, ist jetzt ein längst überholtes Feuerwerk. Ihre zerstörende Kraft existiert heute in den Vereinigten Staaten 100 000fach. Rechnet man noch die russischen Bomben hinzu, so genügt dies, um jeden Bewohner der Erde mit einer Zehntonnenexplosion zu vernichten. Andere Schätzungen besagen, daß die USA jeden Bewohner einer russischen Stadt tausendmal, die „zurückgebliebenen“ Russen dagegen die entsprechenden Angehörigen der NATO-Staaten nur hundertmal umbringen können. Daher der Titel des Buches „Umbringen und mehr — Die Strategie der Vernichtung“. In beiden Schätzungen ist angenommen, daß nur die Hälfte aller Bomben ihr Ziel erreichen.

Von 1954 bis 1958 haben die USA, Rußland und England allein in ihren Versuchen die Explosionen des zweiten Weltkrieges ver-hundertfacht. Schon diese Explosionen (mindestens 400) setzen die gesamte Menschheit großen Gefahren aus. Denn „saubere Atombomben“, die keinen radioaktiven Ausfall verursachen, gibt es nicht. Diese Erkenntnis führte zu dem Abkommen, wonach Versuche nur unterirdisch durchgeführt werden sollen. Dies hat zu einer kleinen Entspannung geführt, aber die Gefahren sind durch den Fortschritt in der Raketentechnik größer geworden, da diese den Transport der riesigen Bomben vereinfacht.

ULRICH BRÖSSE

WIRTSCHAFTSORDNUNG
UND ARBEITSRECHT IN SPANIENGustav Fischer Verlag, Stuttgart 1965.
132 S., kart. 24 DM.

Es gibt keine Abwehr. Der wahnsinnige Vorschlag, die Bevölkerung in Erdhöhlen unterzubringen, kann nicht ernst genommen werden. Nur am Rande sei bemerkt, daß das Atombunkerprogramm in den Großstädten der USA sang- und klanglos begraben wurde.

Für die USA wird geschätzt, daß in den ersten Stunden eines Angriffs eine Megatonbombe in einem Radius von 20 km alles, jedes Leben zerstört, so daß mit 20 bis 100 Millionen Toten zu rechnen ist. Andere Prognosen rechnen bei 1500 Megatonnen mit 50 Millionen Toten und 30 Jahren bis zur Wiedererreichung des heutigen Lebensniveaus, bei 3000 Megatonnen mit 80 Millionen Toten und 50 Jahren. Die Schätzungen stammen von Autoren, die versuchen, den Atomkrieg durch ihre Analysen als erträglich darzustellen. Aber in den wenigen Fällen, in denen Nachprüfungen möglich waren, so bei der Reichweite, unterschätzten die Physiker immer die Wirkungen ganz wesentlich.

Die letzte Rechtfertigung der Atomrüstung ist die Abschreckungstheorie. Das einzige Ergebnis dieser Methode war bisher die Ausbreitung der Atomwaffen. Die Abschreckungstheorie schließt den Präventivkrieg nur dann aus, wenn beide Seiten überzeugt sind, daß die andere keinen Atomkrieg anfängt. Dies ist aber augenscheinlich nicht der Fall. Somit bedeutet jede weitere Verbreitung der Atomwaffe eine Gefährdung des prekären Friedens von heute und die Erhöhung der Chancen einer weltweiten Katastrophe.

Im ersten Weltkrieg kämpften Soldaten hauptsächlich gegen Soldaten. Die Mehrheit der Millionen Toten waren Soldaten. Im zweiten Weltkrieg verwischte sich der Unterschied zwischen Zivilisten und Militärs. In einem Atomkrieg aber verschwindet der Unterschied total. Die gesamte Bevölkerung und die materielle Basis ihrer Existenz sind das Objekt der Vernichtung. Es kann keine Sieger, sondern nur Besiegte geben.

Aber es hat keinen Sinn, sich auf einen Kampf gegen die Atomwaffen zu beschränken. Jeder größere europäische Konflikt, auch wenn er mit konventionellen Waffen beginnt, wird in einen Atomkrieg umschlagen. Selbstverständlich hat dann der Feind damit angefangen ...

Der Wunschtraum des Caligula, „möge die ganze Weltbevölkerung nur eine Gurgel haben, damit ich sie durchschneiden kann“, läßt sich heute technisch durchführen. Noch wichtiger ist die Tatsache, daß die Verwirklichung solchen Grauens durch einen großenwahnsinnigen Cäsar auch organisatorisch durchaus möglich ist. Die einzige Hoffnung ist internationale Abrüstung, so schwer ihre Durchführung auch erscheinen mag. Prof. Dr. E. J. Gumbel

Die sehr gründliche Studie vergleicht Gesetzgebung und Praxis in der Bundesrepublik Deutschland und in Franco-Spanien. Der Verfasser gibt einen umfassenden Überblick über die verschiedenen Systeme in den beiden Ländern. Dabei läßt er es nicht nur bei den geschriebenen Gesetzen und Verordnungen bewenden, sondern bemüht sich, die Wirklichkeit des Alltags zu erfassen, so wie sie sich im Laufe der Zeit auf beiden Seiten herausgebildet hat. Das ist besonders wichtig, da Gesetze und Verfassungen in Diktaturstaaten oft mit der Praxis des Alltags gar nichts oder nur sehr wenig zu tun haben. Ein ausführliches Verzeichnis deutscher und spanischer Literatur ergänzt und belegt die Arbeit.

Die deutsche freiheitliche Wirtschaft und die spanische staatliche Zwangsordnung haben kaum Berührungspunkte. Vielmehr erinnert vieles in der spanischen Zwangswirtschaft — trotz mancher Lockerung in den letzten Jahren — an die deutschen Modelle der Nazis und der SED. Ging es der spanischen Wirtschaft nach dem Bürgerkrieg um Autarkie und Stärkung der nationalen Verteidigung, so versucht sie heute Anpassung an den Entwicklungsstand der übrigen westeuropäischen Staaten. Ein wesentlicher Faktor der spanischen Wirtschaftsordnung ist der „Nationalssyndikalismus“, der Vorrang der Politik über die Wirtschaft. Das wesentliche Merkmal des syndikalistischen Systems ist der Zusammenschluß der Arbeitnehmer mit den Arbeitgebern in einzelnen Syndikaten, die unter einheitlicher Leitung des Staates stehen. Die eigentliche Leitung des syndikalistischen Systems liegt bei den politischen, administrativen Organen. Alle leitenden Persönlichkeiten der syndikalistischen Organisation müssen Falangemitglieder sein. Die Falange ist die faschistische Partei, die einzig erlaubte politische Organisation. Die Errichtung von Gewerkschaften ist nach wie vor verboten. Die Prozesse gegen Angehörige der zahlreichen illegalen Richtungsgewerkschaften beweisen den Widerstand der Arbeitnehmer gegen die staatlichen Zwangsgewerkschaften.

In den Syndikaten sind die Parteifunktionäre und die Arbeitgeber bestimmend. Im Betrieb herrscht ziemlich unumschränkt der Chef, die „Befugnisse des Arbeitgebers in seinem Betrieb sind ganz auf eine straffe, zentrale Führung zugeschnitten“, stellt Brösse fest. Er zitiert über die Löhne eine spanische Quelle, das Buch von *Tamames*, das 1960 in Madrid erschien. Da heißt es, daß es nicht möglich sei, für Spanien die Entwicklung der Nominallöhne in den letzten 20 Jahren festzustellen;

für die Reallöhne müsse man aber annehmen, daß sie in dieser Zeit nicht oder nur minimal gestiegen seien. Das bedeutet, daß am volkswirtschaftlichen Wachstum nur die Unternehmer — und der Staat — profitierten. Unterstützt wurde dieser Vorgang durch die hohe Kreditschöpfung der Spanischen Bank und der Privatbanken und die dadurch verursachte Inflation. Die Angleichung der Löhne an die vorseilenden Preise geschah nämlich immer erst mit einer Verzögerung, so daß die Arbeitnehmer ständig eine Kaufkraftminderung ihrer Einkommen hinnehmen mußten.

Die maximal erreichbare staatliche Alters- oder Invalidenrente beträgt 400 Peseten, etwa 28 DM monatlich (achtundzwanzig D-Mark monatlich!). Dazu kommt eine staatlich kontrollierte aber finanziell privat getragene ergänzende Alters-, Invaliden- und Krankenversicherung. Beide zusammen erlauben nur ein Hungerdasein.

So sieht die soziale Wirklichkeit in Spanien aus „wo das Arbeitsrecht dem Staat vor allem als Instrument zur Durchsetzung seiner Ziele dient“ (Brösse).

Peter Blachstein

ALFRED KANTOROWICZ

SPANISCHES KRIEGSTAGEBUCH

Verlag Wissenschaft und Politik, Köln 1966, 422 S., Ln. 24 DM.

Wie war das eigentlich damals im spanischen Bürgerkrieg? Es gibt heute eine recht umfangreiche Literatur, über manche Einzelfragen, über den gesamten Verlauf und seine politischen Aspekte. Allerdings ist davon in deutscher Sprache nur wenig bekannt, wenn man von dem Buch des britischen Historikers *Hugh Thomas* absieht, der eine überaus umfangreiche Dokumentation verarbeitet, aber leider zur politischen Bewertung wenig aussagt (vgl. die Besprechung in dieser Zeitschrift Jahrgang 1963, S. 314 f.). So ist es kein Wunder, daß in Deutschland — im Gegensatz zu Italien und Frankreich — immer noch das einseitige Geschichtsbild von der Auseinandersetzung zwischen Faschismus und Kommunismus vorherrscht. Das Kriegstagebuch von Alfred Kantorowicz berichtigt dieses abwegige Geschichtsbild nicht, denn es ist eben ein Kriegstagebuch und kein politischer Bericht. Er wäre aus dem Gesichtsfeld der Internationalen Brigaden wohl auch schwerlich zu geben gewesen.

Der Freiwilligen gab es viele, die vor dreißig Jahren bereit waren, auf der letzten Barrikade zu kämpfen, auf deren Seiten sich die demokratische Ordnung eines frei gewählten Parla-

ments und der aus ihm hervorgegangenen Regierung und faschistisch orientierte Putschgenerale gegenüberstanden. Sie kamen zuerst ungeordnet, individuell nach Spanien und suchten dort den politischen Anschluß, der ihren Auffassungen am nächsten lag. Dann aber organisierte die Kommunistische Internationale diesen Zustrom und lenkte damit viel Wasser echter Begeisterung auf ihre Mühlen. Die Rolle der Internationalen Brigaden war in manchen Momenten dieses schwer in allen Phasen zu schildernden Kampfes bedeutungsvoll. Von den Interbrigadlern wurde sie allerdings gelegentlich überbewertet, weil ihnen Verbindung und Übersicht zu den spanischen Bereichen oftmals fehlten.

Wenn man all dies in Rechnung stellt, so ist das Buch von Kantorowicz ein wesentlicher Beitrag für das Verständnis des menschlichen Erlebens, mehr als für geschichtliche Forschung. Es schildert, da nicht heute, sondern vor Jahrzehnten zu Papier gebracht, Menschen und Erlebnisse mit der Frische des soeben Geschehenen und bringt uns die Menschen nahe, die als echte Freiwillige in diesen Krieg gingen. Kantorowicz berichtet auch von Schicksalen; dem tragischen Schicksal des SPD-Abgeordneten *Erich Kuttner*, der dann, wie so viele seiner einstigen spanischen Kampfgefährten, sein Leben in Mauthausen beendete, von anderen, die an seiner Seite fielen und von den „Funktionären“. Hier bringt das Tagebuch einige Ergänzungen aus späterer Zeit, denn auch Kantorowicz gehört zu jenen, die im „Aufbruch der Nation“ glaubten, die Kommunistische Partei sei der einzige und wahre Gegner des deutschen Verhängnisses, das *Adolf Hitler* hieß, und die dann nach langer und bitterer Erfahrung ihren Abschied vom Kommunismus nahmen. Wer ihn zuvor kannte, wird gerne bestätigen, daß er nie in den Rahmen der allwissenden und allmächtigen Kaderpartei hineinpaßte, lange bevor er selbst zu dieser Erkenntnis kam. Der beste Beweis hierfür ist wohl, was das Politbüro der ostzonalen SED als Begründung für sein Veto gegen eine Veröffentlichung des Kriegstagebuchs zu Papier brachte: „Das Buch bringt eine gute Milieuschilderung, ist aber zweifellos vom Gesichtswinkel des Intellektuellen aus geschrieben. Es läßt den Parteistandpunkt vermissen ...“

Das Verdikt des Politbüros kritisierte auch, daß die Rolle der spanischen Kommunistischen Partei und die Rolle der deutschen Kommunisten im spanischen Krieg nahezu unberücksichtigt blieb. Den Brief, den Kantorowicz dann 1952 an die „Bibliothek Fortschrittlicher Deutscher Schriftsteller“ richtete, ist ein interessantes zeitgeschichtliches Dokument aus Sowjet-Deutschland; er zeigt auch, daß der Verfasser des Kriegstagebuchs den „Parteistandpunkt“ wirklich nicht verstand. Das ist zweifellos sein Vorzug, auch wenn der Leser sich

nicht all seine Bewertungen zu eigen zu machen in der Lage ist.

Immerhin, vom Kriegserlebnis abgesehen, erinnert dieses Tagebuch eindringlich daran, daß vor dreißig Jahren nicht alle Deutschen dem öden Nationalismus Hitlers verfallen waren. Der Ansicht, daß man sich in der Bundesrepublik als republikanischer Spanienkämpfer diskriminiert fühlt, möchte der Rezensent aus eigener Erfahrung widersprechen. Doch das hängt wohl davon ab, wo und wie man lebt. Allerdings, das Unverständnis für diese Epoche unserer Zeitgeschichte ist weit verbreitet. Allzu oft wird bei uns die Opposition gegen Hitler und sein System als ein moralisches oder als ein Problem des Rechtes und nicht der politischen Stellungnahme angesehen. Das erklärt manche Ratlosigkeit, wenn man vom spanischen Bürgerkrieg spricht, dessen politische Folgen in diesem liebenswerten Land noch keineswegs behoben sind.

Rolf Reventlow

ERNST BUCHHOLZ

KUNST, RECHT UND FREIHEIT

Reden und Aufsätze. Bechtle Verlag, München und Eßlingen 1966. 204 S., Ln. 16,80 DM.

Der Hamburger Generalstaatsanwalt Ernst Buchholz gehört zu den wenigen Juristen in amtlich wichtiger Position, die das Wagnis entschiedener öffentlicher Stellungnahmen eingehen. Ein Teil von ihnen liegt jetzt in einer Sammlung vor. Sie zeugt von rechtspolitischem Mut und künstlerischem Einfühlungsvermögen. Sie hat außerdem den Vorzug, ohne Fachsprache für jeden verständlich zu sein.

Buchholz' Ziel ist es, seinen Kollegen zum „Respekt vor dem Geist“ zu verhelfen. Im Mittelpunkt seiner Reformbestrebungen steht die Beseitigung der verdeckten Zensur. Durch höchstrichterliche Entscheidungen in einigen exemplarischen Fällen ist tatsächlich ein entscheidender Fortschritt erzielt. Das Sittlichkeitsempfinden des „normalen Menschen“ kann nicht mehr die Verbreitung literarischer Kunstwerke einschränken. Das Bestreben, „die sexuelle Seite der menschlichen Natur als Ausdruck der psychologischen Wirklichkeit zu zeigen“, kann nicht mehr in gleichem Maße wie früher durch eine wirklichkeitsfremde Auslegung von Paragraphen behindert werden.

Die Handhabung des Gesetzes über den Vertrieb jugendgefährdender Schriften ist ebenfalls den tatsächlichen Problemen angemessener geworden. Es ist nicht mehr so einfach, mißliebige Inhalte, die in formaler Qualität zum Ausdruck kommen, dadurch zu unterdrücken,

daß man sie wie Comics und Groschenhefte behandelt.

Derartige Erfolge, die in den Beiträgen von Buchholz ihren Niederschlag gefunden haben, sollten allerdings nicht die Bereiche übersehen lassen, in denen die verdeckte Zensur noch immer eine große Rolle spielt. Man braucht beispielsweise nur an die Verfahrensweisen der Film-Selbstkontrolle zu denken.

Eindrucksvoll ist die Lektüre des Buches aber vor allem auch durch die Erinnerung an Fehlentscheidungen der Vergangenheit, der Weltliteratur vom Niveau eines *Goethe*, *Baudelaire* oder *Flaubert* zum Opfer gefallen sind. Interessant sind auch Aussprüche von *Wilhelm II.*, *Hitler* und *Shdanow*. Sie lassen erkennen, in welchem Maße Zensurbestrebungen, wenn sie auch mit unterschiedlicher Schärfe vorgetragen worden sind, den gleichen Motiven entspringen und die gleichen Tendenzen verfolgen. Besondere Aufmerksamkeit verdienen diese Zitate insbesondere deshalb, weil auch nach unseren gegenwärtigen Erfahrungen faschistoide Tendenzen sich zuerst in der Kulturpolitik geltend machen, indem sie sich auf das gesunde Volksempfinden berufen.

Dr. Hans Tietgens

XAVER BERRA

IM PARAGRAPHENTURM

Eine Streitschrift zur Entideologisierung der Justiz. Verlag Luchterhand, Neuwied 1966. 153 S., kart. 11,80 DM.

Ein nordrhein-westfälischer Richter schreibt sich, leider unter Pseudonym, seine Erfahrungen und Meinungen über das deutsche Richterwesen vom Herzen, kritisch, ehrlich und subjektiv; und in den meisten Punkten, an die er rührt, möchte man ihm recht geben. Den Nicht-Juristen, an die sich das Buch auch wendet, werden allerdings die Gedankengänge und der Wortschatz des Verfassers einige Mühe machen; denn er selber hat sich durchaus nicht von dem Juristenjargon gelöst, den er mit Recht kritisiert und in dem er, gleichfalls mit Recht, mehr erkennt als nur sprachliche Unart: „Der Kenner weiß aber, daß in der Sprache mehr als Ödheit, Monotonie und Technizität zu erblicken ist. Es ist die Sprache der Herrschaft. Empörer und Aufrührer können diese verfremdende, distinguierte, wesenslose und so sehr gefilterte Sprache, daß nur das blanke Nichts dem letzten Sieb entropft, nicht sprechen oder wollen sie nicht sprechen. Ein geistreicher Gedanke, ein persönliches Wort oder gar eine polemische Äußerung wirken profan wie ein weltlich Lied in einer Klosterkirche.“

In der Einführung, die *Adolf Arndt* dem Buch mitgibt, ist gesagt, daß die Kritik mehr von innen her, vom Betrieb her erfolge, und nicht von den Ergebnissen, nämlich den Entscheidungen der Gerichte her. Das erweist sich aber schließlich als Nachteil, weil die Darstellung dabei allzusehr im Subjektiven und im Von-vornherein-Tendenziösen steckenbleibt und dem Leser wenig zu eigener Meinungsbildung überlassen wird.

Kritisiert wird vor allem die Ausbildung der Juristen, die viel zu sehr formal-juristisch und akademisch-theoretisch orientiert sei, und die den angehenden Richter den sozialen Tatsachen und Entwicklungen entfremdet. (Das ist der Sinn des Buchtitels.) Wobei man, worauf auch Arndt hinweist, eine Erörterung der Arbeitsgerichtsbarkeit vermißt, bei der sich diese Entfremdung besonders stark und besonders sachwidrig bemerkbar macht.

Dagegen befaßt sich Berra ausführlich mit den reaktionären Tendenzen der Rechtsprechung in Ehesachen und in Sexualstrafsachen; und man möchte nur wünschen, daß er hier mehr von Dokumenten und Entscheidungsgründen ausginge. Bei der Problematik der äußeren und der inneren Unabhängigkeit der Richter, ihrer sozialen Herkunft und Einordnung, rührt er auch durchaus an die wunden Stellen. Er gibt eine Klassifizierung der Richter nach ihrer persönlichen, politischen, beruflichen Orientierung und Qualität, die einiges an kritischer Einsicht und Erfahrung erkennen läßt. Eine Gefahr sieht er darin, daß das formaljuristische Denken zu einer von Rechtswerten gelösten „Managerjustiz“ führt, welcher Begriff allerdings nicht ganz klar wird. Dazu sei, gleichzeitig als Stilprobe, folgendes angeführt: „Darum liegt das akute Problem nicht einmal in der Ablösung der noch bei uns herrschenden veralteten Honorationsjustiz durch eine freiheitlich-demokratische der Gesellschaft und dem Menschen dienende Justiz; vielmehr darin, zu verhindern, daß die Rechtsnachfolge von einer — zwar durchaus schrecklich zeitgemäßen, aber die Gesellschaft und den Menschen beherrschenden — *Managerjustiz* angetreten wird, und weiter auszuschließen, daß der Hang der Justiz zur patriarchalischen Autorität nicht in technische Totalität umschlägt.“

Ein Franzose hat einmal gesagt: Klarheit ist die Höflichkeit des Schriftstellers. Man möchte Herrn Berra mahnen, in diesem Sinne etwas höflicher zu sein und ihm dringend raten, sein erfreulich scharfes kritisches Organ in Zucht zu nehmen, sich in die Lage des Lesers zu versetzen und in ein paar Jahren ein klareres, wohlbelegtes und -geordnetes Buch über den Zustand der deutschen Justiz vorzulegen, der nichts Besseres als sachkundige Kritik widerfahren kann.

Dr. Richard Schmid

AUS DER WELT DER ARBEIT

Almanach der Gruppe 61 und ihrer Gäste. Herausgegeben von Fritz Hüser und Max von der Grün in Zusammenarbeit mit Wolfgang Promies. Luchterhand Verlag GmbH, Neuwied und Berlin 1966. 399 S., Ln. 38 DM, Paperback 19,80 DM.

Die seltsame Erscheinung, daß man Dichtung, die sich mit der industriellen Arbeitswelt beschäftigt, ermuntern, ja fast „züchten“ muß, ist so kraß wohl nur in der Bundesrepublik Deutschland zu finden. Es ist dieser Bereich allerdings nicht der einzige, der in der Publizistik und in der Literatur als tabu gilt; Fragen der Geburtenregelung, das Ost-West-Verhältnis, die deutsche Emigration in der Nazizeit, um nur einige noch zu nennen, sind ähnlich behindert. Über Tabus darf man zur Not untereinander reden, aber darüber schreiben? Das sollte man lieber lassen. Die Prozesse, die *Max von der Grün* und *H.-Günter Wallraff* gegen große Industrieunternehmen wegen ihrer Romane und Reportagen bestehen mußten, haben bewiesen, daß man in der deutschen Industrie nicht gewillt ist, von diesem Tabu zu lassen. Das Ost-West-Verhältnis hat sich zudem ähnlich behindernd ausgewirkt. Da die Literatur, die sich mit der industriellen Arbeitswelt befaßt, notwendig kritisch gegenüber den bestehenden Verhältnissen in der Bundesrepublik eingestellt ist und weitgehend von der Arbeiterbewegung nahestehenden Persönlichkeiten getragen wurde und wird, muß sie mit Zustimmung aus der DDR rechnen, die dann politisch gegen sie ausgewertet wurde.

Im Vorwort zu dem Almanach der Gruppe 61 gibt *Fritz Hüser*, Leiter und Mentor der Gruppe, einen Überblick über die Geschichte der literarischen Bewältigung der industriellen Revolution und nennt einen weiteren Grund, weshalb die Autoren Schwierigkeiten im westlichen Nachkriegsdeutschland haben. Mit Blick auf heute fragt er: „Wo waren die namhaften Schriftsteller und Redakteure, die Freunde und Förderer der Dichter, ohne die auch die Arbeiterdichtung nach 1890 und nach dem ersten Weltkrieg nicht möglich gewesen wäre?“ und er antwortet: „Man muß das durch den Nationalsozialismus erzwungene Ende der Arbeiterdichtung vor Augen haben, um zu verstehen, wie zaghaft und tastend sich neue Autoren nach 1945 zu Wort meldeten, wie sehr viel schwerer sie es darum hatten als die von der Arbeiterbewegung getragenen Schriftsteller vor 1933“ (S. 14). Die Gruppe 61 hat nicht wenig dazu beigetragen, diese Schwierigkeiten zu verringern, den Autoren die Möglichkeiten des Gedankenaustauschs mit gleichgesinnten Kollegen zu geben und durch gegenseitige Kritik das Niveau im Beschreiben der Welt der Arbeit zu heben. Dadurch ist die Gruppe auch eine geistige Stütze für diejenigen Autoren geworden, die wegen ihrer Art zu schreiben — *Max von der Grün* und *H.-Günter Wallraff* sind Gruppenmitglieder — verlacht, verleumdet oder verklagt wurden.

Fritz Hüser hat in kluger Zurückhaltung fünf Jahre lang Möglichkeiten größerer Publizität, die sich immer wieder boten, nicht ergriffen, weil er der Meinung war, daß die literarischen Leistungen erst noch verbessert werden müßten. In den vergangenen fünf Jahren sind immerhin verschiedene Gedichtbände, Romane usw. einzelner Autoren der Gruppe erschienen; hier und in den Almanachen, die von der Gewerkschaft Textil—Bekleidung jährlich herausgegeben werden, konnte man ablesen, daß die Bemühungen Hüser's Erfolg zu haben begannen. Die größere Sammlung, die soeben in diesem Almanach der Gruppe 61 vorgelegt wird, schöpft nun bereits aus sicherem Bestand. In Lyrik und Prosa, in Erzählungen, Reportagen, Kurzgeschichten, Gedichten und anderen Texten wird jener Bereich unseres gesellschaftlichen Lebens behandelt, von dem uns die landläufige Kritik einreden will, er sei literarisch unergiebig und langweilig. Allerdings gibt es in diesen 48 Beiträgen von 27 Autoren keine bloßen Formspielereien, denn allen Texten gemeinsam ist das Bemühen, sich dichterisch mit der heutigen durch die Technik geprägten Gesellschaft auseinanderzusetzen.

Über die Autoren informieren autobiographische Notizen im Materialteil des Buches. Wir finden die Namen der „Alten Garde“: Bruno Gluchowski, Max von der Grün, Josef Reding, Erwin Sylvanus, die durch Romane, Erzählungen und durch Bühnenstücke schon bekannt sind. Autoren wie Klas Ewert Evertyn, Christian Geissler, Wolfgang Körner, H.-Günter Wallraff sind später zur Gruppe gestoßen; sie hatten — mit Ausnahme von Wolfgang Körner — bereits vor ihrer Zugehörigkeit zur Gruppe Romane und Reportagen veröffentlicht und sind dann der Einladung von Fritz Hüser zu Lesungen gefolgt. Einige der Lyriker der Gruppe: Arthur Granitzki, Josef Büscher, Willy Bartock, Hildegard Wohlgemuth gehören der Gruppe seit ihrem Bestehen an und werden nun hoffentlich über diesen Kreis hinaus bekanntwerden. — Ich weiß, daß ich den übrigen, die ich nicht nenne, Unrecht tue, denn alle haben Wichtiges gesagt.

Hingewiesen werden muß noch auf den hier wiedergegebenen Aufsatz von Wolfgang Friedrich „Bemerkungen zum literarischen Schaffen der Dortmunder Gruppe 61“, der zuerst in Heft 5/65 der „Weimarer Beiträge“ veröffentlicht wurde. Eine Bibliographie in Auswahl vervollständigt den Materialteil. Ein wichtiges Buch, da es einem größeren Publikum vorzeigt, daß die Dichtung aus der Welt der Arbeit bereits seit einigen Jahren in der Bundesrepublik wieder ein Zentrum gefunden hat und daß hier mit großem Ernst und beträchtlichem Können gearbeitet wird.

Annemarie Zimmermann

WOLFGANG KÖRNER

VERSETZUNG

Roman. Paulus Verlag, Recklinghausen 1966. 176 S., Ln. 14,80 DM.

Wolfgang Körner, Jahrgang 1937, Mitglied der Gruppe 61, legt seinen ersten Roman vor. Man kannte ihn bereits aus Lesungen der Gruppe 61 und einigen Erzählungen, u. a. im Textil-Almanach und jetzt im Almanach der Gruppe 61.

Er beschreibt die White Collar Welt, ihr Glück, ihre Verbrechen. Auch in seinem Roman „Versetzung“ bleibt er in diesem Milieu. Ein junger Beamter, Rolf Hagen, der wegen mangelnder Hilfeleistung seiner Behörde die Presse verständigt — ohne daß sein Name preisgegeben wird —, muß dafür büßen, daß er der einzige ist, auf den der nie bestätigte Verdacht seiner Vorgesetzten fällt: er wird in eine andere Abteilung versetzt und diese Maßnahme kommt einer Bestrafung gleich.

Rolf Hagen ist ein noch recht unreifer, wenn auch gutwilliger junger Mann, der die Folgen seiner Tat, die ihn vorläufig seine Karriere und einem Kollegen das Leben kosten, nicht vorausgesehen hat, obwohl sie sich logisch ergeben. Er nimmt diese Folgen nicht an, um an ihnen zur Persönlichkeit zu werden, sondern sucht ihnen zu entrinnen. Bei der Beschreibung der nutz- und ziellosen Aktivitäten des jungen Beamten wird die Bürokratie, die ihn deformiert, in ihrer ganzen Bedrohlichkeit sichtbar: Undurchsichtig für den Leistungsempfänger wie für den einfachen Beamten, halb durchsichtig nur für die Vorgesetzten. Selbst Erleichterungen, die technische Errungenschaften für die Verwaltungsarbeit bringen sollten und könnten, dienen dazu, die abhängigen Menschen zu erniedrigen.

Wolfgang Körner, der hier eigene Erlebnisse verarbeitet hat, beschreibt das an sich neutrale Instrument Bürokratie, das jedem dient, aber keinem gehört, in einer Sprache, die nervös zwischen Bellen und Flüstern schwankt. Sie gibt fast vollkommen die asoziale Atmosphäre wieder, die ein gelöstes Gespräch unterbindet. In dem geflüsterten oder gebellten Monolog verteidigt sich der junge Beamte gegen einen imaginären Angreifer, damit die Ausgangssituation des Romans ins Gegenteil verkehrend; ursprünglich war Hagen ja mit seiner Information der Presse der Angreifer gewesen. Er ist jedoch bereits soweit deformiert, daß er meint, sich mit der gleichen Anonymität tarnen zu können, die das Vorrecht der Bürokratie ist. Da er nicht im offenen Kampf unterliegt, sondern lediglich den kürzeren zieht, kann er nunmehr als angepaßt gelten und wird das unkontrollierte Funktionieren des Apparates in Zukunft nicht mehr behindern.

Eine präzise, unheimliche Anatomie der staatlichen Bürokratie am Beispiel eines Sozialamtes.

Annemarie Zimmermann